

Ousmane Sow

Im Gespräch mit Ines Anselmi

Sie gehören zu den relativ wenigen afrikanischen Künstlern der Gegenwart, die international grosse Anerkennung finden. In Europa nehmen die meisten Leute nur die traditionelle Kunst Afrikas zur Kenntnis. Wie sind Ihre Erfahrungen?

Ousmane Sow: Die afrikanische Kunst wurde von Kritikern und Afrikanisten in der Tat als minderwertig eingestuft. Ich hatte von Anfang an, als ich Ausstellungen zu machen begann, eine klare Linie. Zum Beispiel wollte ich nie in Galerien ausstellen. Auch nehme ich nie an Ausstellungen teil, die mit «zeitgenössische afrikanische Kunst» oder «zeitgenössische senegalesische Kunst» überschrieben sind, denn das ist einschränkend. Zudem habe ich es nie akzeptiert, irgendwo auszustellen, ohne den Ort zu kennen. Es sind solche Forderungen, die ich stelle. Wohlverstanden, da ist auch die Arbeit. Ich habe das Glück gehabt, von Anfang an anerkannt zu werden, und seither geht das so weiter. Aber ich denke, man muss eine gewisse Strenge haben. Ich verstehe nicht, warum man uns in Kategorien wie «zeitgenössische afrikanische Kunst» oder «zeitgenössische senegalesische Kunst» einteilt. Unter anderen Umständen sagt man auch einfach «zeitgenössische Kunst», Punkt. Gut, es mag die traditionelle Kunst geben, bei euch gab es die Kunst des Mittelalters, und wir hatten die traditionelle Kunst. Das mag gehen, aber bei der Kunst, die wir in der heutigen Zeit machen, braucht man nicht zu spezifizieren.

Etwas anderes, was man im Zusammenhang mit ausereuropäischer Kunst oft hört, ist der Vorwurf, sie imitiere die europäische Kunst.

So ist es. Manchmal werde ich gefragt: «Warum machen Sie Kunst wie die Europäer?» Dann antworte ich: «Ich mache nicht Kunst wie die Europäer. Das ist eine Skulptur, die einem Menschen ähnlich sieht. Macht ihr etwa Personen mit einem Arm in der Mitte des Schädels? Wie imitiere ich euch? Gleich das, was ich hier mache, nicht einfach einer Person? Vielleicht sieht das ähnlich aus wie das, was andere gemacht haben, weil sie eben auch eine Person gestalten wollten. Das ist normal.»

Was denken Sie über die internationale Vermarktung afrikanischer Kunst, die sich nun entwickelt? Was halten Sie von Leuten wie André Magnin, die ganz Afrika bereisen und Kunst aufkaufen und die nun als grosse Gurus gelten?

Wenn mich Leute nicht interessieren, wie im Fall von André Magnin, rede ich nicht von ihnen. Aber es handelt sich um eine allgemeine Erscheinung und hängt mit einer weitverbreiteten Faulheit zusammen. Wenn ein Zauberer kommt und sagt: «Ich weiss, wo man die Dinge findet», folgt man ihm automatisch. Ich bin solchen Leuten begegnet und will nichts mit ihnen zu tun haben, selbst in ihren Katalogen will ich nicht figurieren. Wenn ich jemals eines meiner Werke in einem solchen Katalog abgebildet sehe, werde ich sie einklagen. Es handelt sich um Personen, die nach Afrika gehen mit, sagen wir, 10 000 FF in der Tasche. Das entspricht einer Million Francs CFA – ein Vermögen für einen afrikanischen Künstler. Mit dieser Million, rechnet er, wird seine Familie während sechs Monaten oder einem Jahr genug zu essen haben. Man sagt ihm, was er für die

ses Geld machen soll – «bitte hundert Statuetten mit erhobenen Armen, hundert mit Armen nach unten». Diese kauft man ihm nicht nur für einen Bissen Brot ab, sondern man nimmt ihn dazu unter Vertrag. Die Künstler haben dann keine Möglichkeit mehr, da jemals wieder rauszukommen.

Moderne Sklaverei?

Ja. Und ausserdem versuchen sie die Werke, wenn sie genügend davon haben, in internationale Ausstellungen einzuschleusen, um deren Wert zu steigern. Davon sind Künstler betroffen, die das nicht nötig hätten, etwa Bruly Bouabré. Was er macht, ist etwas sehr Neues. Es ist ein Unglück, dass sie ihn in diese Galerie gesetzt haben, denn er hätte allein über die Runden kommen können. Da haben Sie nun jemanden, der dazu verdammt ist, lebenslanglich gewisse Dinge zu machen für Händler jenes Schlags. Und diese nennen sich dann Kenner afrikanischer Kunst, Gönner der afrikanischen Kunst. Bei mir überschreiten solche Leute die Schwelle meines Hauses nicht. Das

sind moderne Sklaventreiber. Das sind Leute, welche die afrikanische Kunst töten. Sie profitieren vom Elend der anderen.

Vielleicht können sie das tun, weil die Reichen in Afrika, statt afrikanische Kunst zu kaufen, lieber nach Paris gehen, um zum Beispiel schlechte Drucke von Cézanne zu kaufen?

Ja, ganz genau da liegt das Problem. Sie sagen sich, das ist in ihrem Land hergestellt, es hat also keinerlei Wert. Sie kaufen nicht, was sie leicht kaufen könnten, sondern ziehen die Kunst der anderen vor. Glücklicherweise gibt es auch das Umgekehrte. So habe ich erst kürzlich der Nationalversammlung in Dakar eine Skulptur verkauft. Ich machte dort eine Ausstellung, die grossen Erfolg hatte. Viele Leute kamen sie besuchen, die sonst nie ein Museum betreten. Natürlich sind das nicht unbedingt die Leute, die Geld haben. Die für Mai 1995 geplante Kunstbiennale von Dakar musste einmal mehr verschoben werden aus Geldmangel. Es gibt zwar in Senegal und in anderen Ländern Afrikas immens reiche

Leute, die etwas Geld entbehren könnten für eine Sache, die sogar die Regierungen unterstützen. Aber das Sponsoring von Kunst ist in Senegal noch kaum bekannt. Dort muss es der Staat sein, der zahlt. Handelt es sich aber um eine Taufe und ähnliche Gesellschaftsanlässe, dann verteilen dieselben Leute bündelweise Geld, weil dort alle sehen können, dass sie es sind, die spendieren. Man ist noch immer in diesem Stadium. Die Kultur, wo man sich gleichsam gratis für etwas interessiert, existiert noch nicht. Man müsste die Leute sensibilisieren, damit sie Lust bekommen, sich zu beteiligen. Das ist sehr schwierig, weil sie nicht sehen, was ihnen die Kunst einbringen könnte – ich meine nicht Geld, sondern Prestige. Solange es diesen Anreiz und diese Liebe zur Kunst nicht gibt, bei der man etwas kauft, um glücklich zu sein, es anzuschauen – ich sage nicht, um es zu besitzen –, nur um das Werk an sich zu sehen, wenn man morgens aufsteht oder wenn man abends müde ist; solange diese Mentalität nicht in uns ist,

wird man fortfahren, sich von den erwähnten Zauberkünstlern leiten zu lassen. ■

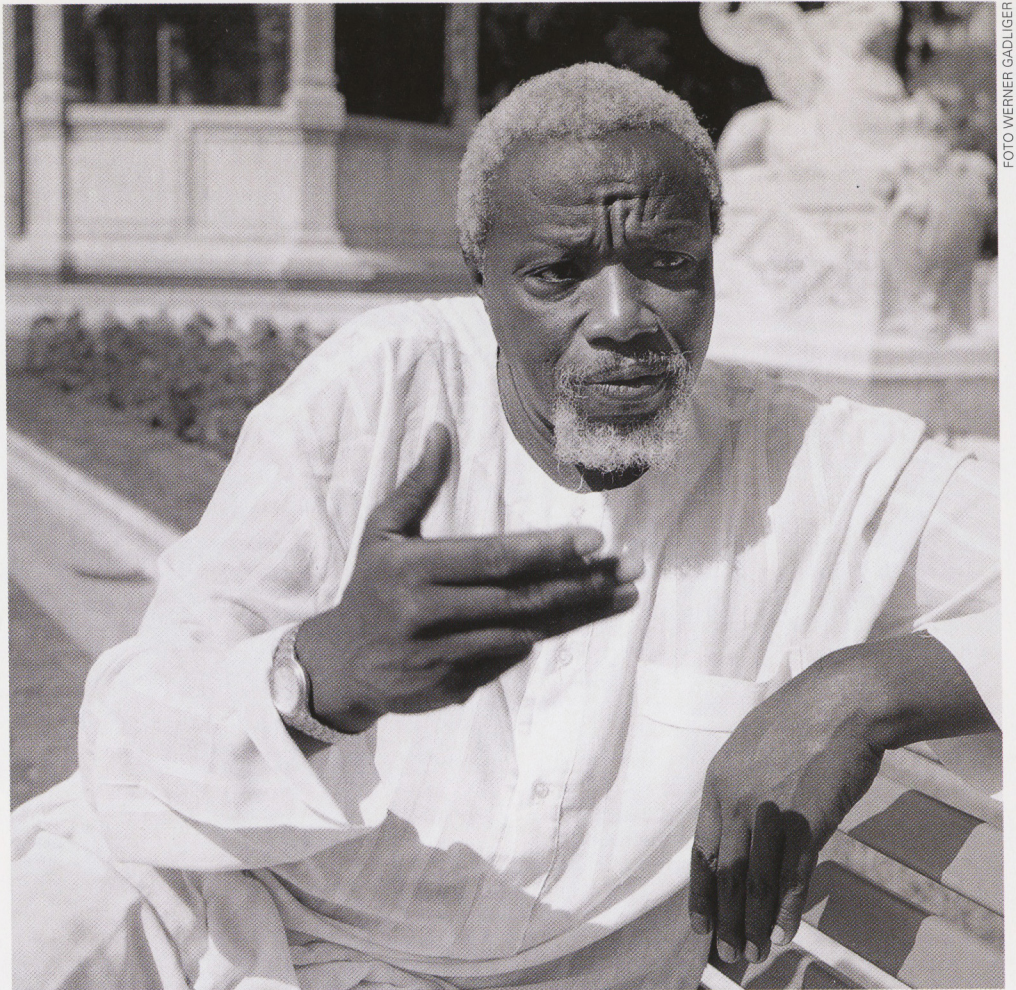


FOTO WERNER GADLIGER



FOTO JEAN-MARC TINGAUD / COURTESY «REVUE NOIRE», PARIS

Oben:
OUSMANE SOW
Peulh. Femme. 1993